

Grazia Deledda

Elias Portolu

Roman



Grazia Deledda
Elias Portolu
Roman



Grazia Deledda

Elias Portolu

Roman

Deutsche Übersetzung des Romans „Elias Portolu“ der
Nobelpreis-Trägerin Grazia Deledda.

I.

Für die Familie Portolu aus Nuoro standen freudige Tage bevor. Ende April sollte ihr Sohn Elias zurückkehren, der eine Haftstrafe in einer Strafanstalt auf dem Festland verbüßte; außerdem sollte Pietro, der Älteste der drei jungen Portolu-Brüder, heiraten.

Es wurden Vorbereitungen für ein Fest getroffen: Das Haus war frisch verputzt, Wein und Brot standen bereit; es schien, als würde Elias von seinem Studium zurückkehren, und mit einem gewissen Stolz erwarteten ihn die Verwandten, nachdem sein Unglück vorbei war.

Endlich kam der lang ersehnte Tag, vor allem für Tante Annedda, die Mutter, eine ruhige, blasse, etwas schwerhörige kleine Frau, die Elias mehr als ihre anderen Kinder liebte. Pietro, der Bauer war, Mattia und der Vater, Onkel Berte, die beide Schafhirten waren, kehrten vom Land zurück.

Die beiden jungen Männer ähnelten sich sehr: kleinwüchsig, kräftig, bärtig, mit gebräuntem Gesicht und langen schwarzen Haaren. Auch Onkel Berte Portolu war klein. Man nannte ihn den alten Fuchs. Er hatte dichtes, wirres schwarzes Haar. Es fiel ihm bis über die kranken roten Augen. An den Ohren ging es in seinen langen schwarzen Bart über. Auch dieser war dicht und wirr. Er trug eine ziemlich schmutzige Tracht, mit einer langen, schwarzen, ärmellosen Überjacke aus Schafsfell, in der die Wolle nach innen zeigte; und zwischen all dem schwarzen Fell waren nur zwei riesige, bronzerote Hände zu

erkennen, und im Gesicht eine große, ebenso bronze-rote Nase.

Zu diesem feierlichen Anlass wusch sich Onkel Portolu jedoch Hände und Gesicht, bat Tante Annedda um etwas Olivenöl und salbte sich gründlich die Haare, dann entwirrte er sie mit einem Holzkamm und schrie dabei immer wieder auf, weil ihm das Kämmen Schmerzen bereitete. „Möge der Teufel euch kämmen“, sagte er zu seinen Haaren und drehte den Kopf zur Seite. „Nicht einmal die Wolle der Schafe ist so verfilzt!“

Als das Gewirr aufgelöst war, begann Onkel Portolu, sich einen kleinen Zopf an der rechten Schläfe zu flechten, einen weiteren an der linken, einen dritten unter dem rechten Ohr und einen vierten unter dem linken Ohr. Dann salbte und kämmte er seinen Bart.

„Mach dir jetzt noch zwei weitere!“, sagte Pietro lachend.

„Siehst du nicht, dass ich wie ein Bräutigam aussehe?“, rief Onkel Portolu. Und auch er lachte. Er hatte ein charakteristisches, gezwungenes Lachen, bei dem sich kein Haar in seinem Bart regte.

Tante Annedda murmelte etwas vor sich hin, denn es gefiel ihr nicht, dass ihre Söhne ihrem Vater gegenüber respektlos waren; doch dieser warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte: „Na, was sagst du dazu? Lass die Jungen doch lachen; es ist Zeit, dass sie sich amüsieren; wir haben uns schon amüsiert.“

Inzwischen war die Zeit gekommen, in der Elias eintreffen sollte. Es kamen einige Verwandte und ein Bruder von Pietros Verlobter, und alle machten sich auf den Weg zum Bahnhof. Tante Annedda blieb allein im Haus zurück, mit dem Kätzchen und den Hühnern.

Das Häuschen mit einem Innenhof lag an einem steilen Pfad, der zur Straße hinabführte: Hinter der dicht bewachsenen Mauer des Pfades erstreckten sich Gemüsegärten, die auf das Tal blickten. Ein Baum streckte seine Äste über die Hecke und verlieh dem Pfad ein malerisches Flair; der granitene Orthobene und die azurblauen Berge von Oliena schlossen den Horizont ab.

Tante Annedda war dort geboren und alt geworden, in dieser Ecke voller frischer Luft, und vielleicht war sie gerade deshalb immer so schlicht und rein geblieben wie ein siebenjähriges Kind. Im Übrigen wohnten in der ganzen Nachbarschaft ehrbare Menschen, kirchengehende Mädchen und Familien mit einfachen Sitten.

Tante Annedda trat hin und wieder in die offene Tür hinaus, schaute hierhin und dorthin und ging dann wieder hinein. Auch die Nachbarinnen warteten auf die Rückkehr des Gefangenen, aufrecht an ihren kleinen Türen stehend oder auf den schlichten Steinsitzen sitzend, die an die Mauer gelehnt waren: Tante Anneddas Katze blickte aus dem Fenster.

Und da war ein Geräusch von Stimmen und Schritten in der Ferne. Eine Nachbarin rannte über den kleinen Weg und steckte den Kopf durch Tante Anneddas Haustür. „Da sind sie, sie sind da!“, rief sie.

Die kleine Frau trat hinaus, blasser als sonst und zitternd; gleich darauf stürmte eine Gruppe Dorfbewohner in den Gassenweg, und Elias, sichtlich bewegt, rannte zu seiner Mutter, beugte sich vor und umarmte sie.

„In hundert Jahren ein anderes, in hundert Jahren wieder ein anderes ...“, murmelte Tante Annedda weinend.

Elias war groß und schlank, mit einem sehr blassen, zarten, glattrasierten Gesicht; er hatte kurzgeschorenes schwarzes Haar und blaugrüne Augen. Die lange Gefangenschaft hatte seine Hände und sein Gesicht blass werden lassen.

Alle Nachbarinnen drängten sich um ihn herum, drängten die anderen Dorfbewohner beiseite, schüttelten ihm die Hand und wünschten ihm: „Möge ein solches Unglück erst in hundert Jahren wieder geschehen.“

„So Gott will!“, antwortete er.

Danach gingen sie ins Haus. Die Katze, die sich bei der Annäherung der Dorfbewohner vom Fenster zurückgezogen hatte, sprang, als sie zur Außentreppe kam, erschrocken hinunter, rannte hin und her und versteckte sich.

„Muscì, Muscì“, rief Onkel Portolu, „was zum Teufel ist los mit dir, hast du noch nie Menschen gesehen? Oh, sind wir etwa Mörder, dass sogar die Katzen vor uns fliehen? Wir sind ehrliche Leute, wir sind anständige Menschen!“ Der alte Fuchs hatte große Lust zu schreien, zu plaudern und redete Unsinn.

Als sich alle in der Küche niedergelassen hatten und Tante Annedda Getränke einschenkte, schnappte sich Onkel Portolu Jacu Farre, einen Verwandten von ihm, einen stattlichen, rotgesichtigen und dicken Mann, der langsam atmete, und ließ ihn nicht mehr in Ruhe.

„Siehst du“, rief er ihm zu, zog ihn am Mantelzipfel und deutete auf seine Kinder, „siehst du jetzt meine Kinder? Drei Tauben! Und stark, was, und gesund und schön! Siehst du sie in Reih und Glied, siehst du? Jetzt, wo Elias zurückgekommen ist, werden wir wie vier Löwen sein; uns wird nicht einmal eine Fliege etwas anhaben können. Auch ich, weißt du, auch ich bin stark; schau mich nicht so an,

Jacu Farre, du bist mir egal, verstehst du? Mein Sohn Mattia ist meine rechte Hand; jetzt wird Elias meine linke sein. Und Pietro, der kleine Pietro, mein kleiner Pietro? Siehst du ihn nicht? Er ist eine Blume! Er hat zehn Quart Gerste, acht Quart Weizen und zwei Quart Bohnen gesät: Ach, wenn er heiraten will, kann er seine Frau gut versorgen! An der Ernte wird es ihm nicht mangeln. Er ist eine Blume, mein kleiner Pietro. Ach, meine Söhne! Wie meine Söhne gibt es keine anderen in Nuoro.“

„Eh! Eh!“, sagte der andere fast stöhnend.

„Eh! Eh! Was meinst du mit deinem ‚Eh! Eh!‘, Jacu Fà? Lüge ich etwa? Zeig mir drei andere junge Männer wie meine Söhne, ehrlich, fleißig, stark. Das sind Männer, das sind Männer!“

„Und wer behauptet denn, dass sie Frauen sind?“

„Frauen, Frauen! Du bist eine Frau, du dicker Bauch“, rief Onkel Portolu und drückte mit seinen großen Händen auf den Bauch seines Verwandten, „du, nicht sie, meine Söhne! Siehst du sie nicht?“, fuhr er fort und wandte sich voller Verehrung den drei jungen Männern zu. „Siehst du sie nicht, bist du blind? Drei Tauben ...“

Tante Annedda trat näher, mit dem Glas in der einen und der Karaffe in der anderen Hand. Sie füllte das Glas und reichte es Farre, und Farre reichte es höflich Onkel Portolu weiter. Und Onkel Portolu trank. „Lasst uns trinken! Auf das Wohl aller! Und du, meine Frau, du kleines Weichei, hab vor nichts mehr Angst: Wir werden jetzt wie Löwen sein, uns wird nicht einmal mehr eine Fliege etwas anhaben.“

„Na dann! Na dann!“, antwortete sie.

Sie schenkte Farre etwas ein und ging weiter. Onkel Portolu folgte ihr mit den Augen, dann sagte er und berührte dabei mit einem Finger sein rechtes Ohr: „Es ist ein bisschen ... hier; sie hört zwar nicht gut, aber was für eine Frau! Eine gute Frau! Meine Frau macht ihr Ding, und wie sie ihr Ding macht! Und dazu noch eine Frau mit Gewissen! Ach, eine Frau wie sie ...“

„Gibt es in Nuoro keine andere!“

„Das will ich meinen!“, rief Onkel Portolu. „Hört man sie etwa über andere Leute tratschen? Keine Angst, wenn Pietro seine Braut hierherbringt, wird es dem Mädchen hier gut gehen!“

Und sogleich begann er auch das Mädchen zu loben. Eine Rose, ein Juwel, eine Palme! Sie nähe und spinne, sie sei eine gute Hausfrau, sie sei ehrlich, schön, gutherzig und wohlhabend.

„Kurz gesagt“, sagte Farre ironisch, „in ganz Nuoro gibt es keine zweite wie sie!“

Unterdessen unterhielt sich die Gruppe der jungen Leute lebhaft mit Elias, trank, lachte und spuckte. Am meisten lachte Elias, der Heimgekehrte, doch sein Lachen klang müde und gebrochen, seine Stimme schwach; sein Gesicht und seine Hände stachen aus all diesen gebräunten Gesichtern und Händen hervor; er wirkte wie eine als Mann verkleidete Frau. Außerdem hatte seine Sprache etwas Besonderes, Exotisches angenommen; er sprach mit einer gewissen Affektiertheit, halb Italienisch, halb Dialekt, mit Flüchen, die ganz und gar vom Festland stammten.

„Hör mal, wie dein Vater von euch schwärmt“, sagte Pietros zukünftiger Schwager. „Er sagt, ihr seid wie

Tauben, und wahrlich, du bist weiß wie eine Taube, Elias Portolu.“

„Aber du wirst wieder schwarz werden“, sagte Mattia. „Ab morgen laufen wir zum Schafstall, nicht wahr, mein Bruder?“

„Ob er nun weiß oder schwarz ist, spielt keine Rolle“, sagte Pietro. „Lasst diesen Unsinn, lasst ihn erzählen.“

„Ich sagte also“, fuhr Elias mit seiner schwachen Stimme fort, „dass dieser große Herr, mein Zellengenosse, der Anführer der Diebe jener großen Stadt war, wie heißt sie noch ... ich weiß es nicht mehr, egal. Er war bei mir, er vertraute mir alles an. Das nenne ich Stehlen: Was sind schon unsere Diebstähle? Wir zum Beispiel brauchen eines Tages etwas, gehen hin und stehlen einen Ochsen und verkaufen ihn; man schnappt uns, verurteilt uns, und dieser Ochse reicht nicht einmal aus, um den Anwalt zu bezahlen. Aber die da, diese großen Diebe, ganz anders! Sie ergattern Millionen, verstecken sie, und wenn sie dann aus dem Gefängnis kommen, sind sie steinreich, fahren in Kutschen und amüsieren sich. Was sind wir, wir sardischen Dummköpfe, im Vergleich zu ihnen?“

Die jungen Männer hörten gebannt zu, voller Bewunderung für diese großen Diebe aus Übersee.

„Dann war da auch noch ein Monsignore“, fuhr Elias fort, „ein reicher Mann, der so viele Tausend Lire auf seinem Konto hatte.“ „Sogar ein Monsignore! ...“, rief Mattia erstaunt aus.

Pietro sah ihn lachend an und wollte lässig wirken, obwohl auch er sich wunderte.

„Na und, ein Monsignore? Ach, sind Monsignori etwa keine Menschen wie alle anderen? Das Gefängnis ist für Menschen.“

„Warum war der denn da?“

„Na ja ... anscheinend, weil er wollte, dass der König abgesetzt und der Papst zum König ernannt wird. Andere sagten jedoch, auch er sei wegen Geldangelegenheiten im Gefängnis. Er war ein großer Mann mit schneeweißem Haar; er las ständig.“

Ein anderer starb dort, und hinterließ den Häftlingen das gesamte Geld, das er auf seinem Sparbuch hatte. Sie wollten mir fünf Lire geben; ich lehnte sie jedoch ab. Ein Sarde will keine Almosen.“

„Dummkopf! Ich hätte sie genommen!“, rief Mattia. „Ich hätte mich auf das Wohl des Verstorbenen ordentlich betrunken.“

„Das ist verboten“, antwortete Elias; und er schwieg einen Moment, versunken in vage Erinnerungen, dann rief er aus: „Jesus! Jesus! Wie viele Menschen waren da, aus allen Gesellschaftsschichten! Bei mir war noch ein anderer Sarde, ein Feldwebel; sie schifften ihn in derselben Nacht in Cagliari ein, in der sie mich einschifften: Er glaubte, sie würden ihn freilassen, stattdessen nahmen sie ihn fest, ohne dass er es überhaupt merkte, was geschah.“

„Oh, ich sage dir, das wird er schon gemerkt haben!“

„Oh, das glaube ich auch!“

„Er prahlte damit, dass man ihn bald begnadigen würde, dass er mit dem Minister verwandt sei und dass er einen weiteren Verwandten am Königshof habe; stattdessen habe

ich ihn dort zurückgelassen; niemand schrieb ihm, niemand schickte ihm auch nur einen Cent. Und an solchen Orten verhungert man, wenn man kein Geld hat, das schwöre ich bei Gott! Und die Gefängniswächter!“, rief er dann mit einer Grimasse aus, „so viele Folterknechte! Es sind fast alles Neapolitaner, diese Schurken, die einem, wenn sie einen sterben sehen, ins Gesicht spucken. Aber bevor ich ging, sagte ich zu einem von ihnen: ‚Versuche mal, in unsere Gegend zu kommen, du Schwein, dann breche ich dir das Genick.‘“

„Ja“, sagte Mattia, „soll er es doch mal versuchen, in die Nähe unseres Schafstalls zu kommen, dann geben wir ihm ein bisschen Molke!“

„Oh, er wird nicht vorbeikommen!“

„Wer wird nicht vorbeikommen?“, fragte Onkel Portolu und trat näher.

„Ein Wächter, der Elias angespuckt hat“, sagte Mattia.

„Nein, verdammt, er hat mich überhaupt nicht angespuckt: Was redest du da?“

Alle fingen an zu lachen: Onkel Portolu rief: „Und außerdem hätte Elias das nicht zugelassen; er hätte ihm mit einem Faustschlag die Zähne ausgeschlagen. Elias ist ein Mann: Wir sind Männer, wir sind keine Frischkäsepuppen wie die Leute vom Festland, auch wenn sie Gefängniswächter sind ...“

„Von wegen Wächter!“, sagte Elias und zuckte mit den Schultern. „Die Wächter sind Schurken; aber dann gibt es noch die Herren; das hättet ihr sehen sollen! Große Herren, die in Kutschen fahren und die, wenn sie ins

Gefängnis kommen, Tausende und Abertausende Lire auf ihrem Konto haben.“

Onkel Portolu ärgerte sich, spuckte aus und sagte: „Was sind das für Leute? Männer aus Weichkäse! Geh und lass sie mal versuchen, einem ungezähmten Fohlen eine Schlinge um den Hals zu legen, oder einen Stier zu fangen, oder mit einer Flinte zu schießen! Vor Schreck würden sie sterben. Was sind die Herren? Meine Schafe sind mutiger, so wahr mir Gott helfe.“

„Und doch, und doch ...“, beharrte Elias, „wenn ihr sehen würdet ...“

„Was hast du denn gesehen?“, entgegnete Onkel Portolu verächtlich. „Du hast nichts gesehen. In deinem Alter hatte ich auch noch nichts gesehen; aber später habe ich es gesehen und weiß, was die Herren sind, was die Leute vom Festland sind und was die Sarden sind. Du bist ein Küken, das gerade erst aus dem Ei geschlüpft ist.“

„Von wegen Küken!“, murmelte Elias und lächelte bitter.

„Eher ein Hahn!“, sagte Mattia.

Und Farre fügte mit Feinsinn hinzu: „Nein, ein Vögelchen ...“

„Aus dem Käfig entflohen!“, riefen die anderen lachend.

Die Unterhaltung wurde allgemein. Elias erzählte weiter von seinen mehr oder weniger genauen Erinnerungen an den Ort und die Menschen, die er zurückgelassen hatte; die anderen kommentierten und lachten. Auch Tante Annedda hörte zu, mit einem sanften Lächeln auf ihrem ruhigen Gesicht; sie konnte nicht alle Worte von Elias richtig verstehen; aber Farre, der neben ihr saß, beugte sich mit

dem Gesicht an ihren Hals und wiederholte laut die Erzählungen des Heimgekehrten.

Inzwischen kamen weitere Leute hinzu, Freunde, Nachbarn, Verwandte. Die Neuankömmlinge näherten sich Elias, viele küssten ihn, alle wünschten ihm: „Auf noch hundert Jahre!“

„So Gott will!“, antwortete er und zog sich die Mütze über die Stirn.

Und Tante Annedda schenkte Getränke ein. Bald war die Küche voller Leute; Onkel Portolu rief ununterbrochen, und ließ alle wissen, dass seine Söhne drei Tauben seien, und er hätte all diese Leute gerne noch lange bei sich behalten; doch Pietro konnte es kaum erwarten, Elias seine Verlobte vorzustellen, und bestand darauf, hinauszugehen und ihn mitzunehmen.

„Lass uns an die frische Luft gehen“, sagte er. „Dieser arme Kerl ist lange genug eingesperrt gewesen. Und ihr wollt ihn jetzt auch noch den ganzen Abend hier drinnen behalten.“

„Er wird noch genug frische Luft bekommen!“, antwortete ein Verwandter. „Sein Mädchengesicht wird bald schwarz wie Schießpulver sein.“

„Das glaube ich gern!“, rief Elias und fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, beschämt über seine Blässe.

Doch schließlich gelang es Pietro, sich durchzusetzen, und gerade als sie hinausgehen wollten, kam die zukünftige Schwiegermutter herein, eine schlanke, große und strenge Witwe mit aschfahlen Gesichtszügen, das von einem schwarzen Verband umhüllt war; sie wurde von ihren beiden jüngsten Kindern begleitet, einem Mädchen und einem jungen Mann, der bereits voller Überheblichkeit war.

„Mein Sohn!“, rief die Witwe mit Nachdruck und stürzte sich mit offenen Armen auf Elias. „Möge der Herr dir in hundert Jahren noch einmal ein solches Unglück schicken.“

„Gott gebe es!“

Tante Annedda folgte der Witwe eifrig, begierig darauf, ihr Komplimente zu machen; doch Onkel Portolu ergriff die Frau, nahm ihre Hände und schüttelte sie kräftig durch. „Siehst du?“, schrie er ihr ins Gesicht, „siehst du, Arrita Scada! Die Taube ist ins Nest zurückgekehrt. Wer kann uns jetzt noch etwas anhaben? Wer kann uns noch etwas anhaben? Sag du es. Arrita Scada ...“

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

„Lasst ihn nur reden“, sagte Pietro zur Witwe. „Er ist heute gut gelaunt.“

„Warum sollte er nicht fröhlich sein?“

„Natürlich bin ich fröhlich. Was meinst du denn? Soll ich etwa nicht fröhlich sein? Siehst du die Taube nicht? Sie ist ins Nest zurückgekehrt. Sie ist weiß wie eine Lilie. Und sie kann jetzt wunderschöne Geschichten erzählen. Arrita Scada, hast du das gehört? Wir sind eine Familie, ein Haus voller Männer: Und sag das deiner Tochter, dass sie eine Blume heiraten wird, keinen Abschaum.“

„Das glaube ich gern.“

„Glaubst du das? Oder glaubst du etwa, deine Tochter käme hierher, um als Dienstmädchen zu arbeiten? Sie wird kommen, um die Herrin zu sein: Und sie wird Brot finden, und sie wird Wein finden, und sie wird Weizen, Gerste, Bohnen, Öl finden: alles Gute, was Gott zu bieten hat. Siehst du diese Tür da?“, rief er dann und lenkte Tante

Arrita zu einer kleinen Tür am Ende der Küche. „Siehst du sie? Ja? Nun, weißt du, was sich hinter dieser Tür verbirgt? Da sind hundert Scudi in Käse. Und noch andere Dinge.“

„Hört auf, hört endlich auf“, sagte Pietro etwas verlegen. „Sie braucht euren ganzen Reichtum nicht.“

„Im Übrigen“, bemerkte Elias, „wird Maria Maddalena Scada Pietro nicht wegen unseres Käses heiraten.“

„Mein lieber Sohn! Alles ist gut auf der Welt!“, rief Tante Arrita und setzte sich zwischen ihre Kinder, von denen der Junge nichts sagte, sondern nur spöttisch lächelte.

„Kommt schon, kommt schon, hört endlich auf!“, wiederholte Pietro.

Tante Annedda merkte inzwischen, dass man sie kein Wort sagen ließ. Deshalb begann sie, Kaffee für die Socronza zuzubereiten. „Mein Mann“, sagte sie zu ihr, sobald sie sie ganz für sich allein hatte, „hängt zu sehr an den weltlichen Dingen: Er denkt überhaupt nicht daran, dass der Herr uns seine Gaben geschenkt hat, ohne dass wir sie verdient haben, und dass der Herr sie uns von einem Moment auf den anderen wieder wegnehmen kann.“

„Meine liebe Annedda, die Männer sind alle so“, sagte die andere, um sie zu trösten. „Sie denken an nichts anderes als an die Dinge dieser Welt. Lass es gut sein. Aber was machst du da? Mach dir keine Mühe. Ich bin nur kurz hereingekommen und gehe auch gleich wieder. Ich sehe, dass es Elias gut geht, er ist blass wie ein Mädchen, Gott segne ihn.“

„Ja, es scheint ihm gut zu gehen, Gott sei Dank: Er hat so viel gelitten, der arme Kerl!“

„Ach, hoffen wir, dass alles vorbei ist: Zu seinen schlechten Freunden wird er sicher nicht zurückkehren; denn es waren diese schlechten Freunde, die ihm das Unglück beschert haben.“

„Gesegnet seist du, deine Worte sind Gold wert, meine Arrita Scada. Aber worüber sprachen wir gerade? Die Menschen denken nur an die Dinge dieser Welt: Wenn sie auch nur ein wenig an das Jenseits dächten, würden sie in dieser Welt geradliniger leben. Sie glauben, dieses irdische Leben werde niemals enden; stattdessen ist dieses Leben eine Novene, eine Novene und zudem eine kurze. Wir leiden in dieser Welt; sorgen wir dafür, dass dieses Küken hier“, sie berührte ihre Brust, „ruhig ist und uns nichts vorwirft; der Rest soll so kommen, wie es kommen will. Gib also den Zucker hinein, Arrita; achte darauf, dass der dein Kaffee nicht bitter ist.“

„Das ist in Ordnung; süß mag ich es nicht.“

„Gut, wir sagten gerade, dass es ausreicht, ein reines Gewissen zu haben. Die Männer hingegen achten nicht darauf. Ihnen reicht es, wenn die Ernte gut ist, wenn sie viel Käse, viel Weizen und viele Oliven produzieren. Ach, sie wissen nicht, dass das Leben so kurz ist, dass alle Dinge der Welt so schnell vergehen. Gib mir deine Tasse, mach dir keine Mühe. Ach, das ist nichts, nur der Löffel ist heruntergefallen. Die Dinge dieser Welt! Geh du, Arrita Scada, stell dich an den Rand des Meeres und zähle alle Sandkörner: Wenn du sie gezählt hast, wirst du wissen, dass sie im Vergleich zu den Jahren der Ewigkeit ein Nichts sind. Unsere Jahre hingegen, die Jahre, die wir in dieser Welt verbringen, passen in die Faust eines Kindes. Ich sage diese Dinge immer zu Berte Portolu und zu all meinen Kindern; aber sie hängen zu sehr an der Welt.“

„Sie sind jung, meine liebe Annedda, das muss man bedenken, dass sie jung sind. Im Übrigen wirst du sehen, dass Elias zur Vernunft gekommen ist; er ist ernst, sehr ernst: Die Lektion war nicht gering, und sie wird ihm sein ganzes Leben lang nützen.“

„Möge Maria di Valverde es so wollen! Ach, Elias ist ein gutherziger junger Mann; als er noch ein Junge war, wirkte er wie ein Weichei; er fluchte nie, sagte kein böses Wort. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet er mich so viele Tränen vergießen lassen würde?“

„Genug, jetzt ist alles vorbei: Jetzt wirken deine Kinder wirklich wie Tauben, wie dein Mann Berte sagt. Es kommt nur darauf an, dass zwischen ihnen immer Eintracht und Liebe herrschen ...“

„Ach, da besteht keine Gefahr, Gott segne dich!“, sagte Tante Annedda lächelnd.

Nach dem Abendessen konnte Tante Annedda endlich mit Elias allein sein. Sie saßen in der kühlen Abendluft im Innenhof. Das Tor stand offen, der Weg war menschenleer: Es war eine stille Sommernacht, mit einem durchsichtigen Himmel, übersät mit reinsten Sternen. Hinter den Gemüsegärten, hinter der Straße, in der Ferne, war das silberne Glockenläuten weidender Schafe zu hören; ein herber Duft von frischem Gras lag in der Luft. Elias atmete diesen Duft, diese reine Luft ein, die Nasenflügel geweitet, von einem Instinkt wilder Wonne getrieben: Er spürte, wie das Blut warm durch seine Adern floss, und sein Kopf war von einem angenehmen Schweregefühl bedrückt. Er hatte getrunken und fühlte sich glücklich.

„Wir waren bei Pietros Verlobter“, sagte er mit träumerischer

Stimme, „sie ist ein sehr hübsches Mädchen.“

„Ja, sie ist brünett, aber hübsch; außerdem ist sie sehr klug.“

„Ihre Mutter kommt mir ein wenig hochmütig vor: Wenn sie wenig hat, tut sie so, als wäre sie reich; aber das Mädchen scheint bescheiden zu sein.“

„Was willst du? Arrita Scada ist von gutem Geschlecht und geht stolz damit um; im Übrigen“, sagte Tante Annedda und kam auf ihr Lieblingsthema zu sprechen, „weiß ich nicht, was man mit Überheblichkeit und Hochmut gewinnen kann. Gott sagte: ‚Nur drei Dinge soll der Mensch haben: Liebe, Nächstenliebe, Demut.‘ Was bringen einem die anderen Leidenschaften? Du hast nun das Leben kennengelernt, mein Sohn; was sagst du dazu?“

Elias seufzte tief; er hob das Gesicht zum Himmel. „Ihr habt recht; ich habe das Leben kennengelernt. Ich habe das Unglück nicht verdient, das mich getroffen hat. Ihr wisst, dass ich unschuldig gewesen bin. Ich bin ein böser Junge gewesen, und Gott hat mich bestraft, er hat mich vorzeitig altern lassen. Die schlechten Gefährten hatten mich in die Irre geführt, und weil ich mit schlechtem Gesindel verkehrte, wurde ich von diesem Unglück überrollt.“

„Und diese Freunde haben, während du gelitten hast, nicht einmal nach dir gefragt. Früher, als du noch frei warst, ließen sie das Tor dort nicht in Ruhe: ‚Wo ist Elias? Wo ist Elias?‘ Elias ging hin und Elias kam zurück. Und danach? Danach haben sie sich ferngehalten, oder wenn sie auf der Straße vorbeikamen, zogen sie die Mütze tief ins Gesicht, damit wir sie nicht erkennen konnten.“

„Genug, meine liebe Mutter! Jetzt ist alles vorbei; ich beginne ein neues Leben“, sagte er und seufzte erneut. „Jetzt gibt es für mich nichts anderes mehr als meine Familie: euch, meinen Vater, meine Brüder: Ach, glaubt mir, ich werde euch die ganze Vergangenheit vergessen lassen. Ich werde wie ein Diener sein, euch gehorchen, und es wird mir vorkommen, als wäre ich wiedergeboren.“

Tante Annedda spürte, wie ihr Tränen der Rührung in die Augen stiegen, und da es ihr schien, dass auch Elias sehr gerührt war, lenkte sie das Gespräch auf ein anderes Thema. „Warst du immer gesund?“, fragte sie. „Du bist sehr abgemagert.“

„Was soll man machen? An solchen Orten nimmt man auch ab, ohne krank zu sein: Nicht zu arbeiten bringt einen mehr um als jede Anstrengung.“

„Hast du denn nie gearbeitet?“

„Doch, man verrichtet kleine handwerkliche Arbeiten, wie ein Schuster oder eine Hausfrau! So scheint die Zeit nie zu vergehen: Eine Minute kommt einem wie ein Jahr vor: Es ist schrecklich, meine Güte.“

Sie schwiegen. Elias' Stimme war beim Aussprechen dieser letzten Worte tiefer geworden. Am Nachmittag, im ersten Rausch der Freiheit, hatte er ungezwungen von seiner Gefangenschaft und seinen Leidensgenossen gesprochen; es schien ihm etwas bereits Fernes zu sein, an das man sich fast gerne erinnerte. Doch jetzt saß er in der stillen Dunkelheit. Er roch den frischen Duft der Landschaft. Dieser erinnerte ihn an die glücklichen Tage seiner frühen Jugend. Damals lebte er beim Schafstall und genoss die grenzenlose Freiheit auf der Tanca seines Vaters. Nun saß er seiner Mutter gegenüber, dieser guten und reinen alten